

Zeitschrift: Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heim- und Anstaltswesen
Band: 36 (1965)
Heft: 12

Artikel: Weihnacht mit berühmten Männern
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-807447>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wie vor unserm Angesicht
Mond und Sterne schwinden!
Wenn des Schiffes Ruder bricht,
Wo nun Rettung finden?

Auch jene Zeit war vorüber. Nicht vorüber aber war das Leid, das sie über die aus den Fugen geratene Welt gebracht hatte. Das Leid der Flüchtlinge, das Leid all der Kinder, die die tödlichen Auswirkungen dieser Kriege des Vaters, oft genug auch der Mutter beraubt hatte.

Für sie, die Vaterlosen, die Elternlosen, hatte Falk sein Werk geschaffen, seinen «Lutherhof», dieses Haus, in dem die Enterbten, die hilflosen und entwurzelten Kinder Aufnahme fanden und im Geist eines wahrhaften Christentums, im Geist der Liebe erzogen wurden.

An diese «seine» Kinder musste Johann Daniel Falk denken an einem nebelverhangenen Dezembermorgen, am Morgen des letzten Advent. Und plötzlich überfiel es ihn, er müsse etwas tun für das bevorstehende Weihnachtsfest, er müsse ein Lied für seine Kinder schreiben, das ihre Herzen fröhlich mache und voller Hoffnung.

Gesagt, getan. Und siehe da: ihm der so oft mühsam um das richtige Wort, um den richtigen Reim ringen musste, flossen nun die Zeilen wie von selbst zu. Die Verse, die alles enthielten, was er seinen Pflegebefohlenen schenken wollte: Freude und Fröhlichkeit des Herzens, Gottvertrauen, Liebe, Hoffnung.

Zwei-, dreimal überlas er die Verse. Setzte sich dann an sein etwas dünn klingendes, schmalbrüstiges Spinnett, suchte zum Wort das Lied, die Melodie. Eine einfache, jubelnde, herzbezwingende Melodie . . .

Am Heiligen Abend gab es eine Weihnachtsfeier im Lutherhof. Viele um die öffentliche Wohlfahrt Weimars bemühte, angesehene Persönlichkeiten waren geladen. Auch die Schopenhauerin, auch Falks Landsmännin. Und sie hatte sich dieser Einladung nicht entziehen können.

Auf dem Podium, inmitten seiner Kinderschar — durch sie selbst so jung geworden, dass man ihm seine mehr als fünfzig Jahre wahrlich nicht ansah — stand Falk. Warf noch einen Blick auf die vornehmen Gäste, einen zweiten, mahnenden dann auf die Kinder, hob die Hand mit dem Taktstock, und — zum ersten Male — scholl hell, jubelnd durch die Weite des Saales das Lied:

O du fröhliche,
o du selige,
gnadenbringende Weihnachtszeit.
Welt ging verloren,
Christ ist geboren,
freue, freue dich, o Christenheit.

Eine zweite Strophe. Eine dritte dann. Hell schmetterten die Kinderstimmen, die zarten, ihren Jubel in die Welt hinaus: Himmlische Chöre jauchzen dir Ehre! . . . Der Taktstock sank nieder. Die Stimmen schwiegen. Ergriffenheit malte sich in den Gesichtern der Zuhörer. Auch die Augen von Johann Daniel Falk waren nass geworden, dass er kaum etwas sehen konnte. Er war sehr bewegt, und er wusste doch nicht, dass er auf den Schwingen dieses kleinen Liedes nun hinübergleiten würde in die Unsterblichkeit! . . .

W. Federau

Weihnacht mit berühmten Männern

Heiligabend mit Friedrich von Schiller

Weihnachtsfest — es ist etwas Eigenes um die Christnacht, und jene stille Stunde einmal im Jahr, in der die Kerzen am Tannenbaum aufleuchten und durch die winterliche Nacht die Glocken so ganz anders klingen als sonst. Es ist die Zauberstunde unseres Lebens, der sich kaum jemand zu entziehen vermag, der sie in seiner Jugend kennengelernt hat. Die innersten Saiten, längst verdeckt und verstaubt, klingen an, und ferne Stunden der Kindheit, der schönsten mit des Lebens, werden wie im Traum lebendig.

Die Grössten unter uns, jene, die immer in ihrer Schöpferkraft im Kampf liegen mit allen Mächten, die oft fernab der anderen einsam sind, haben diesen Zauber gespürt und sich ihm willenlos hingegeben. Was hilft der Verstand in diesen Stunden, wenn übermächtig das Gefühl hinströmt und alles andere zudeckt.

Friedrich von Schiller hat das selbst an sich erlebt und wunderschön gesagt zu einer Zeit, als er noch keine Kinder hatte. Es war im Jahre 1793, als van Hoven am Heiligen Abend unerwartet den Dichter besucht, den er mitten in der Arbeit zu treffen vermutet. Aber wie findet er ihn vor? — Schiller sitzt vor einem mächtigen, festlich geputzten Baum, den er selbst hergerichtet hat mit unendlich vielen Lichtern, vergoldeten Nüssen und Zuckerwerk und Pfefferkuchen. Die Kerzen brennen, und Schiller, mutterseelenallein in seinem besten Rock, sitzt mit leuchtenden Augen und starrt in die flimmernenden, zuckenden Lichter. Er bittet den Freund Platz zu nehmen und lässt sich gar nicht stören, ein Stückchen nach dem andern von dem Zuckerwerk aus dem Tannengrün herunterzunaschen. Und er sagt zu van Hoven: «Sie wundern sich, lieber Freund? Ich erinnere mich meiner Jugend und freue mich, die Freude meines künftigen Sohnes zu antizipieren! Der Mensch ist nur *einmal* Kind, und er muss es bleiben, bis er seine Kindheit auf ein anderes fortgeerbt hat!»

Schlichter und inniger — mit einem Wort: dichterischer kann es wohl nicht gesagt werden, noch dazu von einem Mann, der die tiefe und grosse Freude des «Vaterseins» erst vorausahnt.

Friedrich Hebbel und Jean Paul unterm Weihnachtsbaum

Friedrich Hebbel, der heimatlose, ruhelose Maurersohn, der in die Welt hineingewandert ist, findet am Christabend seinen Ruheplatz. Alle Kämpfe und Sorgen, alle Mühen und schweren Gedankenlasten lösen sich in dieser stillen Stunde in reine Freude auf. Im Jahr 1843 ist er in Paris. Die Seine-Stadt kann ihm an diesem einen Tag im Jahr natürlich nichts bieten. Und noch steht Elise Lensing in seinem Leben. Am 27. Dezember notiert er in seinem Tagebuch, das ihn überallhin begleitet: «Regen und Nebel . . . oder vielmehr: Nebeldampf. Am ersten Weihnachtsfeiertag war Frühlingswetter . . . und auf den Boulevards wurden Veilchen feilgeboten!» — Aber er ist in Notre-Dame gewesen. «Die Musik ist schlechter als in München!» Er wundert sich sehr über die Prozession in der Kirche, bei der mit «priesterlicher Grandezza Kuchen herumgetragen werden, die mit Lichtern besteckt sind.»

Dann — fünf Jahre später — hat er endlich heimgefunden. Er ist mit Christine Enghaus, der Hofburg-Schauspielerin, verheiratet. Und «Titele», das Töchterchen, ist auch schon auf der Welt. Viel Geld hat die Künstlerfamilie Hebbel in Wien immer noch nicht, aber ein Weihnachtsbaum wird geschmückt, und es hängt mehr Zuckerwerk an den Zweigen als er, der arme Arbeitersohn, in seinem ganzen Leben jemals geschenkt bekommen hat. Natürlich war vieles von Freunden und Fremden gekommen, «denn sonst wär's ja sündhaft gewesen, soviel Zuckerwerk und Geschenke zu kaufen!» *Jean Paul*, der für sein ganzes Leben schon die innere Andacht und Frömmigkeit mitbringt, empfindet beim Herannahen des Weihnachtsfestes einen andächtigen Schauer, wie er selbst erzählt, Wehmütig und doch mit grosser Freude zugleich beschreibt er, wie sein Vater ihm in seinen Kinderjahren einst im verdämmernden Abendrot des Christtages, ehe die Kerzen angezündet wurden, einen schimmernden Flügel des am Himmel vorüberhuschenden Christkinds gezeigt hatte.

Das bleibt dem Dichter sein ganzes Leben hindurch so unvergleichlich, dass er das gleiche Experiment an seinen eigenen Kindern wiederholt. Und in seiner Selbstbiographie schreibt er: «Jean Pauls Weihnachtsfest selig zu beschreiben, erlassen mir wohl gern die Zuhörer!»

August Strindbergs weihnachtliches Glück

Hoch fürmen sich vor *August Strindberg*, dem selbstquälerischen Denker, die Geheimnisse des Daseins auf, aber er hat den Entschluss gefasst, viele der geheimnisvollen Wunder auf unserem Menschenstern zu klären. Wie kann man diesem seltsamen Geschlecht helfen? Wie kann man es vorwärtsbringen? Wie sind neue Werte zu schaffen? Keiner weiss besser als er, dass es nicht gut ist auf der Welt. Und er weiss auch «dass nicht alles gleich sein kann — aber ein bisschen besser könnte es schon sein!» Er legt im «Traumspiel» Indra die Worte in den Mund. Und neben seinen Dichtungen beschäftigt er sich mit der Herstellung psychologischer Porträts. Dann ist wieder «Farbenphotographie» das Wichtigste. Das alte Problem, den Schornsteinrauch in den grossen Städten auszunutzen, beschäftigt ihn lange Zeit. Oder er stellt Versuche an, Gold zu machen. Und — zwischendurch — stellt er in der «Nemesis divina» fest: «Mangel an Denkvermögen hat den Aberglauben hervorgerufen!»

Er kämpft mit der Umwelt, mit dem Bösen. Er liegt im Kampf mit der ganzen Welt und sagt auch Gott den Kampf an. Er will nicht glauben, was nicht zu beweisen ist. Und eines Tages schreibt er an den Dichterkollegen Jonas Li seine neueste, grösste Entdeckung: «Weisst Du, dass es ein Weib war, das dieses entsetzliche Christentum in Europa einführte ... Konstantin des Grossen Frau!?!»

Bis er zur «Religion seiner Väter» zurückfindet, vergeht eine lange Zeit, aber mitten in diesem schweren Ringen um Wahrheit und Klarheit strahlt alle 365 Tage, alle Jahre einmal auch für ihn an einem Abend der Christbaum. Und da ist auch August Strindberg gepackt und starrt aus zusammengekniffenen Augen in den flimmernden Lichterglanz. In der Geschichte «Zwistigkeiten» (in seinen Novellen «Vom Heiraten») beleuchtet er das Weihnachtsfest. Da feiert ein Baron den Heiligen Abend — und Strindberg schreibt klar und still:

«Weihnachten war da, dieses hohe Fest, das allen reinen Herzen lieb ist... wo Freude und Versöhnung in der ganzen Menschheit herrscht, wo sogar der Mörder sein Messer in die Tasche steckt und der Dieb das heilige Eigentumsrecht achtet!»

Als er in den «Blauen Turm» zieht, ist er 60 Jahre. Hier hat er Fanny Falkner kennengelernt, und ganz plötzlich kommt noch einmal die Liebe über ihn. Zweimal hintereinander aber weist sie seine Heiratsanträge zurück. — Wenn man 60 Jahre alt ist, führt man keine neuen Figuren mehr ein. Der Vorhang ist zum letzten Akt hochgegangen.

Fanny bringt ihm am Christabend eine Tanne. Weisse Tauben hängen an dem mit Lichtern geschmückten Baum — sonst nichts.

Der Dichter ist gerührt und bittet sie in sein kleines Zimmer. Eine halbe Stunde bleibt Fanny Falkner bei ihm. Dann geht sie, erdrückt und aufgewühlt von allem, was er erzählte. Einsam sitzt August Strindberg, Dichter und Goldmacher, Chemiker und Sprachforscher, heute Anhänger von Swedenborg und morgen Atheist, weil «sich Gott nicht durch exakte Wissenschaft beweisen lässt». Und dann wieder erklärt er «Freidenker — aber ein *christlicher!*» Um schliesslich festzustellen: «Die Hauptsache ist, dass einer sein ‚Vaterunser‘ mit ruhigem Gewissen beten kann.»

Da sitzt er nun allein im blauen Turm und starrt in die verglimmernden Lichter und lauscht in sich hinein. Und am andern Morgen bringt er den Baum mit den heruntergebrannten Lichtern wieder nach unten zu Fanny, und sie schreibt: «... Er sah in seinem langen Schlafrock und mit dem wirren Haar aus — wie der Weihnachtsmann!»

Nun ist das Fest der Freude, des Friedens und der Versöhnung für ihn wieder vorbei. Nun sind die Lichter verloschen, und er kann wieder anfangen, von neuem zu hassen, zu kämpfen, anzuklagen — und vielleicht auch zu lieben! Und an diesem Weihnachtsabend schreibt er: «Ich habe Dankbarkeit im Herzen — viel mehr Dankbarkeit als Bitterkeit! Dankbarkeit für alle die schönen Weihnachtsabende, die die Vorsehung mir geschenkt hat. Ich habe ja doch das Beste erlebt mit meinen eigenen Kindern um den eigenen Weihnachtsbaum. Viele haben das nie gehabt! — Die Ansprüche verringern sich mit den Jahren!»

Weihnachtsbrief Johann Wolfgang von Goethes

«Noch ist es Nacht, lieber Kestner! — Ich bin eben aufgestanden, um bei Licht wieder zu schreiben, das mir angenehme Erinnerungen voriger Zeiten zurückruft. Ich habe mir Coffee machen lassen, dem Festtag zu Ehren, und will Euch schreiben, bis es Tag ist. Der Türmer hat sein Lied schon geblasen, ich wachte darüber auf. Gelobet seiest Du, Jesu Christ! — Ich habe die Zeit des Jahres gar lieb, die man Lieder singt, und die Kälte, die eingefallen ist, macht mich vollends vergnügt!

Wir hatten einen schönen Abend gestern zusammen, wie Leute, denen das Glück ein grosses Geschenk gemacht hat, und ich schlief ein, den heiligen Himmel dankend, dass sie uns Kinderfreude zum Christ bescheren wolle. Als ich über den Markt ging und die vielen Lichter und Spielsachen sah, dachte ich an Euch und meine Buben, wie Ihr ihnen kommen würdet, die-

sen Augenblick, wie ein himmlischer Bote mit dem blauen Evangelio. Hätte ich doch bei Euch sein können — ich hätte wollen so viel Wachsstockgen illuminieren, dass es in den kleinen Köpfen ein Widerschein der Herrlichkeit des Himmels gegläntzt hätte. Das erste Licht des Tages kömmt mir über des Nachbarns Haus, und die Glocken läuten einer christlichen Gemeinde zusammen! — Wohlan, die erbauet hier oben auf meiner Stube!»

Des Märchendichters einsamer Weihnachtsabend

Aus dem Jahr 1845 findet sich unter den Aufzeichnungen des herrlichen Märchendichters *Andersen* ein rührender Bericht über das Weihnachtsfest, schön — wie eines seiner besten Märchen selbst:

Der in diesen Jahren sehr gefeierte Dichter hielt sich in Berlin auf und hatte bei der Gräfin Bismarck-Bohlen seine kleinen unbekanntenen Geschichten im engen Kreis vorgelesen. Er war bei dem grossen Gelehrten Humboldt ebenso zu Hause wie beim Fürsten Pückler-Muskau und beim Prinzen von Preussen. Man hatte ihm den Adler-Orden III. Klasse feierlich überreicht, und Tieck, der Shakespeare-Uebersetzer, und Mügge, Raumer und Geibel baten immer wieder um seine Besuche. Die ganze Gesellschaft Berlins warb um Andersen.

«In dieser festlichen Geschäftigkeit, bei diesem liebeswürdigen Eifer und Interesse für mich, war ein Abend leer. Ein Abend, an dem ich plötzlich die Einsamkeit in ihrer drückenden Gestalt fühlte: Der Weihnachtsabend! Dieser Abend, an dem ich gern etwas Festliches sehe, gern bei einem Weihnachtsbaum stehe, mich über die Freude der Kleinen freue und die Aelteren gern wieder Kinder werden sehe! — Jeder der vielen Familienkreise, in denen ich mich in Wahrheit wie ein Verwandter aufgenommen fühlte, hatte — wie ich später erfuhr! — geglaubt, ich sei bereits ausgebeten. — Aber ich sass ganz allein in meinem Zimmer im Gasthof und gedachte der Heimat...! Ich setzte mich an das offene Fenster und blickte zum Sternenhimmel auf...! Das war mein Weihnachtsbaum, der für mich angezündet worden war. «Vater im Himmel» betete ich, wie Kinder beten, «was gibst Du mir?!»

Dostojewskis Heiligabend: fünf Jahre Sibirien

Eines der schicksalsschwersten Weihnachtsfeste ist uns aus dem Leben des Dichters *Dostojewski* bekannt. Fünf Jahre päter — er hat diesen Abend aus seinem Leben nie vergessen können — am 22. Februar 1854 schreibt er darüber aus Omsk an seinen Bruder Michael. Im Jahr 1849 hatte man Dostojewski mit vielen anderen Freunden und Revolutionären zusammen verhaftet. Am 22. Dezember wurde ihnen allen das Todesurteil verlesen. Man zerbrach den Degen über ihnen, und jeder erhielt sein weisses Totenhemd. Dann, als eben schon auf dem Hof die Soldaten die geladenen Gewehre anschlugen und auf das Kommando «Feuer!» warteten, sprengte ein Kurier durch das Tor und schwenkte die Begnadigungsakte: Fünf Jahre Sibirien!

Zwei Tage später, in der Heiligen Nacht vom 24. zum 25. Dezember, gerade um Mitternacht, als die Glocken eben zu läuten begannen, wurden dem Dichter die 12 Pfund schweren Handfesseln angeschmiedet. Kurze Zeit später verliess er mit einigen anderen die Festung. Noch läuteten die Glocken, und der Wind wehte die Klänge



Der verlorene Sohn

Linolschnitt von Annemarie Bommer

über ganz Petersburg. Fast einen Meter hoch lag der Schnee, durch den sich die Pferde mit den Schlitten den Weg bahnen mussten. Kerzenlichter der Christbäume glänzten aus allen Fenstern, und Singen und Kinderlachen drang zu ihnen — ein letztes menschliches Lebewohl auf lange Zeit.

«Man führte uns auch an Deiner Wohnung vorbei», schreibt Dostojewski in diesem Brief an seinen Bruder, «und bei Krajewskij waren alle Fenster festlich erleuchtet. Du hattest mir gesagt, Michael, dass es bei ihm eine Weihnachtsfeier und einen Christbaum geben würde. Ja — vor diesem Haus wurde mir entsetzlich traurig zumute!»

P.